Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 2 (1926)
Heft: 6

Artikel: Ein Glas zu viel
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-833692

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EIN GLAS ZU VIEL

DIE GESCHICHTE DES ROTHAARIGEN KLAVIERSPIELERS, VON JAMES HUNNEKER / EINZIG BERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG VON LOLA LORME

(Nachdruck verboten)

Die beiden jungen Leute entstiegen dem Wagen des kleinen elektrischen Zuges, der sie vom Bathstrande bis zum Westend von Long-Island gebracht hatte, und schritten nun langsam die verwirrende, lärmerfüllte Avenue hinab. Sie rauchten und schauten mit dem unternehmenden Ausdruck um sich, den nur ein waschechter New-Yorker anzunehmen versteht, wenn er irgendwo noch nicht zuhause ist. Und im Spazierengehen wechselten sie jugendlich tiefe, mit Bedeutsamkeit beschwerte Weisheiten, lachten dabei über den Wurstverkäufer an der Ecke und nickten den geschminkten Frauenzimmern in den kurzen und tiefausgeschnittenen, flitterbenähten Sommerfähnchen fröhlich zu, ihren lockenden Augen mit gleichgültig lächelnden Blicken begegnend. Die Luft strahlte die Sonnenhitze des schwülen Augusttages wider, und die Steine sengten den Fuß. Alle Gerüche der Welt schienen entfesselt und der Wind brachte nur neuen Gluthauch. Das Toben schwoll an: Die Dampfpfeife des Obstbraters heulte, die Blechmusik stampfte, die Gitarren quiekten, die Drehorgeln keuchten, die Ausrufer gröhlten, Fakire und Photographen schleuderten ihre langgezogenen Schreie in die Straße und bildeten den Mittelpunkt dieser vieltönigen ungeheuerlichen Symphonie. Der aufgewirbelte weißgraue Staub drängte sich nach jedem vorüberpolternden Wagen vom Fahrdamme wie eine Wolke zum stumpfblauen Himmel. Die Sonne war feierlich wie in einer Operndekoration als glühende Kugel untergegangen. Ein verschleierter Stern strahlte nieder.

Die beiden Freunde fühlten sich angeregt. «Wir bleiben doch zum Essen hier, nicht?» meinte der Rote. «Um keinen Preis tu ich mir das an,» antwortete der andere, ein wohlgenährter, zynischer Blondkopf. «Hier ist alles sauer bis auf das Sauerkraut, und wenn man Glück hat, erwischt man Würste aus Hundefleisch dazu. Ich ziehe ein gemütliches, solides Mahl in Manhattan oder der Schafskopf-Bar vor!» «Ja, ich weiß schon Billy. Aber hier gibt's eine Hetz' und ich bin ganz hin.» Die Worte des jungen Menschen waren wie das Knurren eines gereizten ungezähmten Raubtieres, und der Kumpan gab nach. Sie suchten die staubige Straße nach einem gemütlichen Bierhaus ab, gingen an Panoptiken, Schaubuden, Musterbrauereien, Branntweinschenken letzten Ranges vorüber und blieben plötzlich vor einem Garten stehen und hielten den Atem an.

«Da spielt einer Klavier. Und gar nicht übel,» rief Billy. Beide beugten sich weit über den ländlichen Zaun und hörten einzelne Takte von Chopins kriegerischer Polonaise durch das Gelächter und Gläsergeklirre der Gartengäste hindurch.

«Ich möchte hineinschauen, Billy.» Das Plakat versprach für 50 Cents ein gutes Diner mit Musik. Sie schritten die Allee entlang bis zu dem großen hölzernen, von Trauerweiden wirksam umlaubten Blockhaus. Da im Garten alles besetzt war, führte sie der Kellner in den Speisesaal. Ein langgestreckter Raum voll ungedeckter Tische, mit bunten Bildern an den Wänden; an einem Ende auf erhöhtem Podium der Flügel. Auch hier alles dicht gedrängt und der Rauch, das Geschwätz und die Rufe der Gäste und Antworten des Personals, gingen sogar den beiden abgehärteten Zeitungsmenschen über die Hutschnur.

Da setzte das Chopinspiel von neuem ein. Wieder Chopin, und die Freunde suchten sich schnell einen Tisch rechts von der Klaviatur, denn sie wollten wissen, wer in Long-Island einen so prachtvollen Anschlag haben konnte. Sie nahmen Platz, blickten zum Pianisten hinauf und riefen fast gleichzeitig: «Paderewsky, wie er leibt und lebt!» Der Mensch hatte einen Schopf zitronengelber Haare, wie der polnische Virtuose auf dem berühmten Jugendbilde. Aber das Gesicht war glatt rasiert.

«Harry, der Kerl sieht aus, als ob ihm der Teufel in der Seele säße,» sagte Billy, der mit seinem kecken Urteil gewöhnlich den Nagel auf den Kopf traf.

«Er soll auf unser Wohl einer Flasche den Hals brechen,» flüsterte Harry und winkte dem Kellner. Auf die Frage, was der Mann trinke, meinte der Ober «Whisky», und wenige Sekunden später machte ihnen der Klavierspieler schon seine tiefe Verbeugung und leerte das Stengelglas auf einen Zug. Dann setzte er die Chopinetude in C-moll wieder fort, brachte sie aber nicht zu Ende, sondern ging gleich in eine neue Nummer über. Die beiden Musikliebhaber vergaßen im Lauschen Hunger und Umgebung. Ein Kellner forschte zweimal nach ihren Wünschen. Der Direktor bemerkte, daß die Musik das Gewerbe schädige, ging zum Podium und räusperte sich. Der Pianist hörte sofort auf und Harry bestellte das Essen. Billy durchsuchte inzwischen den Saal mit geübtem Reporterauge. Er bemerkte, daß die Frauen alle sonnenverbrannt waren und große Brillanten in den Ohren und an den Fingern trugen, überhaupt viel glitzernde Juwelen. Die Männer sahen insgesamt wie reiche Farmer aus und schienen sich im Gebrauch von Messer und Gabel schlecht auszukennen. Aber sobald die Musik wieder einsetzte, hörte sie zu essen auf und ließen die Gläser frisch füllen. Billy hätte schwören mögen, daß er eine Frau weinen sah. Wenn das Spiel zu Ende war, begann das Gespräch lauter denn je und das Gläserklirren und Tellerklappern beläubte fast die nervenfeinen New-Yorker.

«Hörst du, Harry, das ist ein wunderliches Haus. Die Sache mit dem Publikum und dem Pianisten ist mir nicht klar. Es stößt meine Theorien über Klaviermusik um. Wenn der Bursch dort zu spielen anfängt, vergessen die Leute zu essen und geben ihrer Leidenschaft im Trinken und Zuhören Ausdruck. Im Westend macht man's umgekehrt, was? Da ißt und plauscht sich's am besten, wenn die Musik spielt.» Harry beschäftigte sich angelegentlich mit der Suppe. Er war sehr sentimental und die verwandte Haarfarbe des Wirtshausvirtuosen erregte seine Sympathie. «Bei Gott, Billy, der Mann ist ein Künstler. Was für Augen er hat. Und das Gefühl. Hinter dem steckt eine Geschichte, und ich will sie erfahren. Vielleicht läßt sich da etwas herausschlagen!»

Sie berieten sich und sandten noch ein Glas Branntwein aufs Podium. Der Musiker schüttete den Whisky blitzschnell hinunter, während seine rechte Hand eine Variation von Schuberts «Auf dem Wasser zu singen» arpeggierte, wobei er aber kein Wasser trank. Nach einem neuerlichen kurzen Stakketskratzfuß zu dem Tische der beiden Männer fing er zu phantasieren an. Wieder Chopin. Auf dem schmalen Gesicht lag ein Zug von Entrücktheit, und die Beobachter bewunderten die bedeutende Stirne, dies von Leid verfeinerte Profil und die dünnen, leidenschaftlichen Lipepn.

«Ich wette, der ist ein Deutscher, hat im Vaterland Schulden gemacht und ist darum von der Familie über den großen Teich geschickt worden,» meinte Billy.

«Der ist kein Deutscher, das möcht' ich beschwören. Eher ein Ungar, ein Böhme oder ein Pole. Ruhig — hör lieber zu wie das Prelude klingt.»

«Der Bengel ist das neunte Weltwunder! Ich muß mir ihn herholen. Die Technik, der Ton, der Anschlag!» rief Harry, der Musikkritiker eines Abendblattes war.

Das B-moll-Prelude mit seinem dunkeln, reichen, rauschenden Skalengeplätscher, seiner dumpfen Wiederholung, dem unheimlichen Echo und der quälenden Frage ohne Ende summte aus den Saiten sein verführerisches Spinnerlied. Und wieder trat die seltsame Stille ein. Selbst der Oberkellner horchte mit aufgerissenem Munde. Die Speisenträger pausierten im verzweifelten Jonglieren mit Schüsseln und Tassen und minutenlang war das ganze Gasthaus dem Zauber der Töne verfallen. Die entsteigenden Unisonopassagen und schweren stampfenden Schlußakkorde erweckten die Gäste aus dem Traume, in den sie die Zaubergewalt des Magiers am Klavier eingelullt hatte; der Lärm begann, als hätte er nie aufgehört; Harry und Billy bestellten Bier und holten tief Atem.

«Der Bengel ist das neunte Weltwunder! Ich muß mir ihn herholen. Die Technik, der Ton, der Anschlag!» rief Harry, der Musikkritiker eines Abendblattes war.

Sie schickten dem Pianisten also eine Karte aufs Podium. Gerade hatte man die elektrischen Bogenlampen eingeschaltet, die nun aufzischend ihre gelben Lichtkreise erflammen ließen; denn draußen war es inzwischen pechfinster geworden. Der wunderliche Musikant kam sofort an ihren Tisch, verneigte sich sehr tief und setzte sich zu ihnen.

«Sie werden entschuldigen, wenn ich nichts esse,» sagte er. «Mein verrücktes Herz verträgt nur Whisky. Ja, wenn es Ihnen recht ist, stoße ich gern mit Ihnen an. Nur ein bis zwei Glas von diesem greulichen Gift. Nein, ich bin kein Pole und auch kein Adeliger, ich bin ein ganz gewöhnlicher Engländer. Ich weiß, daß ich wie Paderewski aussehe. Aber ich spiele nicht so gut wie er. Darf ich Ihnen meine Karte überreichen?» Der Familienname verriet nichts Ungewöhnliches. Ganz einfach: «Wilkins». Nur der Vorname würde nicht einmal im Lande der gesuchtesten Vornamen, in England, alltäglich erscheinen, «Feodor». «Haben Sie nicht doch etwas Slavisches im Blut?» fragte Billy. «Vielleicht, Feodor ist so russisch. Und ich spiele Tschaikowsky schrecklich gern. Sie wundern sich gewiß, warum ich mich an einem solchen Orte befinde? Ich möchte der Natur nachkommen, in die Volksseele eindringen, und man kann nirgends eine so günstige Gelegenheit finden, mit dem Menschlichen Allzumenschliches in engste Berührung zu bringen wie hier. Meinen Sie nicht auch?»

Billy blinzelte Harry zu und ließ eine neue Ladung Bier und Whisky herbeischaffen. Der bleiche Feodor Wilkins trank mit derselben Hast wie vorhin, als sei er ständig von Durst gepeinigt. Seine Sprechweise war ruhig und zurückhaltend, verriet unbedingt höhere Bildung.

«Meine lieben Freunde, ich habe keine Geschichte. Ich bin auch kein maskiertes Genie und ein Trunkenbold schon gar nicht. In der Seeluft darf man schon ab und zu ungestraft einen Tropfen über den Durst trinken. Wie unser guter Romandichter Stevenson spiele ich wohl den Auswandererdilettanten, aber meine Abenteuer werden nicht verfilmt wie die seinen.

Die jungen Modeschmöcke waren enttäuscht. Ein schönes Geheimnis war also da nicht zu entdecken, keine Seelenrätselgeschichte auszutüfteln, nicht einmal eine Liebesnovelle; nichts, als ein Engländer mit einem geistvollen Gesicht, einem seltenen Vornamen und einer besonderen Begabung für Chopin.

Wilkins lachte belustigt, denn er verstand in den Augen seiner Gönner zu lesen. Um ihre peinliche Ueberraschung zu erhöhen, bestellte er sich beim Kellner ein echt amerikanisches Käsebrot und fuhr ihn an, weil der Unglückliche nicht gleich Senf dazu mitgebracht hatte. Dann wandte er sich an Harry. «Sie lieben die Musik?»

«Ich bin ein wahrer Musiknarr. Aber schauen Sie, Herr — Herr Wilkins, warum spielen Sie nicht in einem großen Konzert? Nicht in so einem Beisel, nein, vor einem richtigen Publikum! Dieses Pack muß Sie ja krank machen. Um Himmels willen, Mensch, können Sie denn hier verdienen?» Harrys Antlitz zeigte, daß noch viele Fragen unausgesprochen blieben.

Der Pianist hielt im Kauen ein. Seine schönen, leuchtenden Augen lachten spöttisch in die Welt.

«Mein lieber, junger Herr, ich habe wirklich eine Geschichte — aber eine sehr kurze, uninteressante, und ich glaube schon, daß ich das Geheimnis meiner Existenz enträtseln kann. Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt. Ja, nicht einen Tag älter. Aber ich habe gelebt und — geliebt!» «Aha, die Schürze. Ich hab's gewußt!» rief Harry triumphierend.

«Nein, keine Schürze, nur ein Klavier war die Ursache meines Untergangs. Wahnwitziger Ehrgeiz und ähnliches Zeug. Meine Eltern waren in guten Verhältnissen und erzogen mich zum Klaviervirtuosen. Geringeres sollte es nicht sein. Man schickte mich zu Leschitzky, zu Bülow, zu Liszt, zu Rubinstein. In Paris habe ich bei Planté Skalen geübt, in Bologna bei Martucci die Triller gelernt, in Wien traf ich Joseffy und studierte unter seiner Leitung die Doppelnoten. Wenn Sie Geduld haben, spiele ich Ihnen später die Chopin-Etude in Ges-moll vor! Ich wußte zweiundzwanzig Konzerte in- und auswendig und hätte sogar bei der Triangel aushelfen können. Im fünfundzwanzigsten Jahre, als mir die besten Lehrer Europas ihre Künste und Spezialitäten beigebracht hatten, kehrte ich nach London zurück und veranstaltete ein Konzert. Das sollte etwas ganz Großartiges sein. Mein glücklicher Vater leistete sich für den Abend das beste Orchester mit Hans Richter als Dirigenten; nach der dritten Probe umarmte mich der gute Alte stolz und sicher, vergoß süße Glückestränen und behauptete, sich jetzt ruhig begraben lassen zu wollen, denn sein Sproß sei ein großer Klavierkünstler.

(Schluß folgt.)